

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 15 (1953)

Artikel: Verstehen und Missverständen bei Gotthelf
Autor: Marti, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-242600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VERSTEHEN UND MISSVERSTEHEN BEI GOTTHELF

Von Pfarrer D. theolog. Paul Marti

In der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» Jahrgang 1952 wurde versucht, Grundsätzliches über «das Menschenbild bei Gotthelf» auszuführen. Nach dem Hinweis auf den das ganze Werk Gotthelfs durchziehenden Zusammenhang zwischen Theologie und Anthropologie liegt das Gewicht auf dem II. Teil, wo vom Verstehen und Mißverstehen die Rede ist. Gotthelf kennt die Vielschichtigkeit der menschlichen Seele. Die Anlage ist bei allen Menschen ungefähr dieselbe, ob auch die verschiedenen Schichten ungleich zur Entwicklung gelangen. Was im Innern lebt, das kann sich nur in Zeichen offenbaren, die gedeutet werden müssen. Aber dieses Deuten kann nur nach dem Maße dessen erfolgen, was im Deutenden selber bewußt geworden ist. So beruht denn die schwere Kunst des Verstehens recht eigentlich auf Selbstbildung, Heiligung, auf Selbsterkenntnis. Diese aber ist wiederum nur möglich durch die Maßstäbe, welche die Gotteserkenntnis verleiht.

Im genannten Entwurf wurde die These vertreten, Gotthelf sei zu solchen Grundsätzen selber nach und nach gelangt; d. h., daß sie sich erst in der Periode des «Anne Bäbi» zur Reife entwickelten und daß nachher in «Geld und Geist» recht eigentlich das Thema des Verstehens und Mißverstehens mit vollendet Klarheit abgewandelt wurde.

Insofern es sich um das Herausstellen von wertvollen psychologischen Erkenntnissen durch Gotthelf handelt, scheint der Nachweis in der erwähnten Studie kaum widersprechlich zu sein. — Bedenken dürften aber aufsteigen, wenn bei unserm Schriftsteller von einer persönlichen Entwicklung gesprochen wird. Denn das widerstreitet doch der immer wieder vertretenen Behauptung, schon sein Erstling enthalte den «ganzen Gotthelf», und alles Spätere sei aufs Wesentlichste gesehen die Ausweitung dessen, was mit einem Schlage im «Bauern Spiegel» der erstaunten Welt vorgelegt wurde.

Wenn hier in einem wesentlichen Punkte eine Entwicklung Gotthelfs aufgedeckt werden soll, so dürfte von Anfang an ein anderer Hinweis als selbstverständlich gelten, so daß er keiner weiteren Begründung bedarf: Schon Gottfried Keller, aber mit ihm Gotthelfs Freunde und seine Verleger sahen zu meist mit Beängstigung und Unwillen die Frontverschiebung im immer schär-

fern Kampf gegen den Radikalismus. Es handelt sich hier freilich auch um etwas, das bereits in frühen Schriften angelegt ist. Aber das Werk wird nun, gewiß nicht zum Vorteil des dichterischen Gehaltes, mehr und mehr durchsetzt von leidenschaftlicher Opposition gegen den politischen und weltanschaulichen Zeitgeist. Freilich kann sich da die Frage einstellen, ob das Werk bei diesem Verlust nach einer andern Seite hin neuen Gehalt und Wert gewinnt.

Wir wollen hier lediglich der Frage nachgehen, ob in der Tat von einer Entwicklung Gotthelfs im Erfassen der psychologischen Grundsätze hinsichtlich des Verstehens die Rede sein darf. Dabei ist es nötig, der Reihe nach Gotthelfs Schriften vor «Annebäbi» und «Geld und Geist», die jedenfalls in dieser Hinsicht einen Höhepunkt bedeuten, zu durchgehen; für diese beiden sei auf den genannten Aufsatz hingewiesen.

I.

An und für sich liegen die Thesen, die wir im Auge haben, dem «Bauern Spiegel» fern. Einmal freilich wird im Vorübergehen das Problem des Verstehens in unserm Sinne berührt, wenn Mias aus dem bäuerlichen Paradies bei Mareili wieder an die Bettler- und Verdingkindergemeinde abgegeben wird. Mias steht in Verdacht, Mareilis Bruder eine Falle gestellt zu haben, bei der es hätte übel gehen können. Man deutet das Lachen der Güterbuben verkehrt als Freude über einen gelungenen Streich gegenüber dem zu Fall gebrachten Kilter. Mareili, die von Mias verehrte und geliebte Meisterfrau, schweigt darüber vor Mias, aber auch sie scheint ihn als den Schuldigen anzusehen. Im unglücklichen Knaben hindert nun ein «beleidigtes Gerechtigkeitsgefühl, das bittere Gefühl des Verkanntseins» jede Verteidigung, und «sie nahmen für Trotz, was gekränkte Unschuld war». Mias leidet, aber er schweigt in «Sauersehen», das für ihn ein größeres Unglück ist als für die andern. Beim Abschied aus dem Hause, in dem er so gerne geblieben wäre, übermannt ihn eine «innere Wallung»; er weint, er stammelt schluchzend vor Mareili: «Zürn doch recht nüt!» Mehr bringt er nicht hervor. «Und meine Erschütterung hielt man für Bekenntnis» (12. Kap., Ende).

Aber dem Erstling liegt eine andere, spezifisch pädagogische These zugrunde, nämlich der Hinweis darauf, daß aus einem Menschen das hervortritt, was seine Umgebung herausholt. Es handelt sich also nicht grundsätzlich um Verstehen und Mißverstehen, sondern um das speziellere Verstehen von Entwicklungen. Woher stammen kindliche Fehler, wie wir sie bei Mias beobachten und wie sie bis in seine Mannesjahre von seiner Umgebung als störend empfunden und von ihm als beständige Hemmungen ertragen werden müssen? Hier will Gotthelf Verständnis wecken, indem er zeigt, daß die Quellen kindlicher Fehlentwicklungen zu einem großen Teil bei den Erwachsenen liegen, «weil selten ein erwachsener Mensch mehr weiß, wie es in einem kind-

lichen Kopf, in einem kindlichen Herzen aussieht». «Man schreibt zum vornherein der Bosheit und Bösartigkeit zu», was aus beleidigtem Gerechtigkeitsgefühl fließt (84 f.). In einem eindrücklichen Vergleich wird die pädagogische Einsicht, die aus tiefem und warmherzigem psychologischem Verständnis herührt, einige Seiten später ausgesprochen: «... daß ein Kind fast ist wie eine Orgel und die Töne hören läßt, welche man in ihm anschlägt» (87).

Gotthelf wird in seinem Erstling nicht müde zu zeigen, «wie schön es in Kinderherzen aussieht, in denen die Liebe aufblüht» (72); aber die Menschen wissen nicht, wie leicht der Frost über diese Anlage eines jeden Kindes geht. Schmerzlich ist die Erfahrung für Miasli, der den Pflegvater wie die eigenen Kinder des Bauern fragt, ob er ihn auch lieb habe, und der nun von den andern weggestoßen wird: «Du bisch nume der Bueb, das isch nid dy Ätti, du hesch kei Ätti!» «Diese Worte tönten in meinem Herzen fort und fort und rissen einen Vorhang von meinen Augen weg» (71). Darum verschließt er sein Herz und wird mürrisch. Aber niemand ahnt die Wehmut, die dahinter steht.

Gotthelf sieht in solchem Zusammenhang die psychologische Tatsache der Verdrängung. Er konstatiert, «daß in der That viele Menschen die Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil sie in der Jugend zurückgedrängt worden» (18).

Dieselben psychologischen und pädagogischen Einsichten durchziehen den Bericht über die Jugend Peter Käisers. Seine ihn bis zur Reifezeit hemmenden Mängel sind vielfach deutliche Folgen verkehrter Behandlung im Elternhaus.

So ist ein Fehler — ein drastischer Vergleich! — recht oft wie ein Nagel in der Wand, an dem man sich ritzt. Aber statt daß man solchen Nagel nun sorgfältig mit der Beißzange auszöge, schlägt man ihn im Zorn mit dem Hammer ins Holz und verdirbt die Wand. Gerade so hämmert man Fehler in die Herzen der Kinder hinein (II, 39). Während Peterlis Ungezogenheiten der Verkehrtheit von Vater und Mutter entspringen, reagieren die Eltern dagegen nur mit Schimpfen und Schlägen. «Sie schlagen die Verdorbenheit nur in die Herzen hinein; Tücke und Verschlagenheit wölben sich als Rinde darüber, aber es kommt die Zeit, wo die Eltern ihre Thorheit büßen müssen» (II, 39). Lange wird Peterli als einziger Bub vom Vater verzogen, nach der Geburt eines jüngern «Kronprinzen» wandelt sich die Bevorzugung um in Benachteiligung und Mißhandlung; schlimmer noch ist es, wenn die Mädchen durch die Härte des Vaters zum Hintergehen der Eltern getrieben werden und wenn sich dies schließlich zum Vergreifen an fremdem Gute entwickelt.

Die Eltern verstehen es nicht, wenn Peter eines Tages aus dem Vaterhaus davonläuft. Wohl offenbart sich darin eine unkindliche Pietätlosigkeit; aber wenn er sich so der Kindesplicht entzieht, weiterhin die schwere Last daheim tragen zu helfen, so ist dies eine beinahe unvermeidliche Folge elterlicher Selbstsucht.

Solche Erziehungsfehler setzen sich fort im Verhältnis von Eheleuten: Der Ehemann treibt sein Weib in ein resolutes, mitleidloses Wesen hinein

(II, 110), und aus dem «weichen Mädchenherz» wird früh genug ein «verhextes» Weiberherz (III, 72).

Gotthelf besitzt das Staunen über die wunderbare Entwicklungsfähigkeit des Kindes. Im «Schulmeister» (III, 331) begegnen wir der fruchtbaren Einsicht, daß «eigentlich die meisten Kinder ... vom ersten bis zum vierten Jahr am meisten lernten in ihrem ganzen Leben. Und wenn man es vernünftig anfange, so könne man Kinder von sechs bis sieben Jahren, ohne ihnen ein Buch in die Hand zu geben, weit gescheiter haben, als jetzt sechzehn- bis siebzehnjährige Kinder».

Aber wer diese Möglichkeit nutzen will, der darf die Kinder nicht in der bisher geübten unmenschlichen Weise während «derer größten Lebendigkeit und Regsamkeit stundenlang hinter Buchstaben setzen, deren Sinn sie nicht begriffen, um diese Buchstaben anzusehen stundenlang und dann während einigen Augenblicken herzuplappern» (III, 329 f.). Wenn der Lehrer sich nicht «der Kindergedanken bemächtigt und Herrschaft über sie ausübt, sie fixiert auf einen Punkt», so werden diese «Gedanken herren- und meisterlos», und niemand hält sie fest. Daher auch sind eine Unzahl Menschen «elende Sklaven ihrer Gedanken, Empfindungen, Triebe» (III, 330).

So erscheint Gotthelf die immer wieder beklagte Interesselosigkeit der Kinder, die Klage von Erziehern und Lehrern über ihr schlechtes Gedächtnis, die Unfähigkeit, ihre Gedanken auf einen Punkt zu fixieren, bloß als Folge, daß man die Schulen betrachte als «Nürnberger Trichter, durch welche man dem Kinde so viel einlässe, als hineinwolle»; «man sei noch nicht dahin gekommen, eine Schule zu betrachten als eine Schleife für die verschiedenen Kräfte des Menschen» (III, 348).

Wenn das auch der Pfarrer von Gytiwyl, der grimmige Wehrdi und mehr und mehr der Schulmeister verstehen, so begegnen sie nun in ihrem Streben nach wahrhafter Menschenbildung den Hindernissen, welche Gewohnheit und Vorurteile der Alten schaffen. Die Dinge ließen sich nicht erzwingen, meint der weise Pfarrer; aber darum solle man sie «einschmuggeln mit Vorsicht, daß die Kinder Liebe dazu gewinnen und die Sache zu Hause vertheidigen und das nötige dazu eräken» (III, 349). Und Wehrdi stimmt ihm später bei: «Es ist kaum ein Boden, der nicht urbar zu machen wäre, und je härter die Arbeit war, desto schöner sind meist auch die Früchte» (III, 400).

Wenn so «der Geist die Hauptsache auch in der Schule ist und um so viel mehr wert, als das übrige, akurat als die Seele mehr wert als der Leib ist» (II, 242), so darf das nicht mißverstanden werden! Der Erzieher hat nicht bloß zu «schwabeln und schwadronieren»; er muß «des Stoffes Meister» sein. Aber dann wird die Schule für die Kinder «zum Fest», und die Eltern können sie auch mit Schlagen und Fluchen nicht vom Besuch abhalten; eine eigene Freudigkeit und Willigkeit kommt über sie und vergilt so die Freudigkeit des Lehrers, wie jede freudig und recht getane Arbeit sich im Leben lohnt (II, 242 f.).

Ein Beispiel solcher wahrer Erziehungskunst leistet schon Mias in der Wirtschaft, in die er sich nach seiner Heimkehr aus der Fremde und nach seiner Krankheit zugezogen hat; die vernachlässigten und verwilderten Wirtskinder fassen Liebe und Vertrauen zu ihm; und er beseitigt auch vorsichtig die Widerstände der mißtrauischen Eltern. Dabei ist es ein feiner Zug, daß der Erzieher unter all den verwahrlosten Kindern zuerst mit einem Mädchen Kontakt findet, das den Namen seiner verstorbenen Geliebten trägt; diesen Kontakt nützt er nun aus zum Heranziehen und Bändigen der wilden und widerspenstigen Buben.

Dieselbe Einsicht in die verschiedene Ansprechbarkeit der Geschlechter zeigt auch Peter Käser; auch er nützt sie vorsichtig aus. Gotthelf stellt hier fest, «daß das Mädchen schon frühe weiß, daß sein Lehrer ein Mann ist und dieses zu berücksichtigen, von früher Jugend an lehrt es ein Instinkt». Er fügt hinzu, daß bei einer Lehrerin das Verhältnis sich anders herausstellen würde, und daß die rohern und rücksichtsloseren Buben von ihr besser gepackt würden. Weise aber warnt er nun davor, daß der Lehrer seine eigene «allgemeine Liebe» zu den Mädchen zu einer «speziellen» werden lasse und «die Schule mit einem Abendsitz verwechsle» (III, 21 f.).

Nur wer das Kind versteht, kann es erziehen. Grundsätzlich würde solchem Verstehen keine Schwierigkeit entgegenstehen, wenn man sich dazu nur Mühe nähme. Schwieriger aber ist schon das Verstehen, wenn es sich um sittliche Schädigungen des von frühe an mißverstandenen, in eine Fehlentwicklung gedrängten Menschen handelt. — Am Beispiel der Mutter des Schulmeisters, die voller Schwächen, Wunderlichkeiten, Unverträglichkeiten, verdreht und vergrämt zu Käser und dessen Frau kommt, wird dargestellt, daß man solche Dinge nicht als Fehler ansehen darf, «die gebessert, gestraft und zurückgewiesen werden sollen, sondern als Leiden ...» «So wird auch die Seele krankhaft, wenn sie nicht geheilt wird durch den großen Seelenarzt. Die Krankheiten sind allerdings den Nächsten lästig, aber am meisten darunter leidet doch der Kranke selbst» (III, 188).

Der Hinweis auf die eigentliche Schwierigkeit des Verstehens anderer und auf ein häufig naheliegendes Mißverständen begegnet uns im «Bauern Spiegel» nur sporadisch. Verhältnismäßig häufig aber spielt es schon im «Schulmeister» eine Rolle. Schon jetzt weiß Gotthelf, wie gebrochen sich die menschlichen Gefühle äußern und wie eine Menge von Vorurteilen im Betrachter wirken als «das Prisma des Gemütes» (III, 186), das auch die eindeutigen Äußerungen des Innenlebens anderer seltsam bricht, entstellt und mißdeutet.

Aber beim Wiederfinden seines verloren geglaubten Bübleins auf dem Burgdorfermarkt, das der Vater unter steigender Angst gesucht hatte, äußern sich entspannte Sorge und Freude gerade mißverständlich. Der Vater empfängt das Kind mit Schelten; der ihm entgegenschießende Peterli wird als «Donnersbueb» empfangen; er droht, ihn an den Haaren zu zerren. Aber gleich legt sich der Sturm bei Bratwürsten und bei «Besserem», den der un-

beherrschte Vater in einem Stübli aufstellen läßt. Doch lange noch verfolgen den Buben nachher nächtliche Angstträume, er sei verloren, der Vater nehme ihn beim Haar, «und dann schrie ich so wehlich auf, daß der Vater aufstehen und mich trösten mußte» (II, 48).

Mißverstehen und Mißdeuten spielen im Verhältnis des Schulmeisters zu den Bauern eine nicht unwesentliche Rolle. Bei einer ersten Bewerbung Kässers um eine Stelle deuten sie seine Schüchternheit als Hochmut; auch die schwarze Kutte, die er sich an einem Stand in Bern kaufte, weil er meinte, er müsse als Schulmeister «auch etwas geistlich daher kommen», erzielte eine unbeabsichtigte Wirkung. Wenn ihn nun der wohlmeinende Schulkommissär darauf aufmerksam macht, so erweist sich Peter leider nicht gescheiter als die Bauern; er meint, der geistliche Schulkommissär «möge es nicht leiden, daß der Schulmeister eine Kutte von gleicher Farbe trage» und sieht darum im wohlgemeinten Rat ein «lustiges Pfaffenstücklein» (II, 159). Aber so tappt er nachher in der ersten Schulgemeinde von einem Mißverständnis ins andere, und er selber wird auch je länger desto gräßlicher von den Bauern mißdeutet. Am unverzeihlichsten freilich irrt der selbstbewußte Pfarrer, der Kässers «holzböckisch Wesen» kurzerhand als Hochmut und Bosheit auslegt. «Der gute Pfarrer ist aber nicht der einzige, der aus sichtbaren Vordersätzen falsche Schlüsse zieht zur Bildung des unsichtbaren Hintergrundes, der von Irrtum und Thorheit im Wandel auf innwohnende Bosheit und Verderbtheit schließt und eine hervortretende Bosheit einer verkehrten Seele zuschreibt. Das ist eben die große Nächstensünde, daß fast alle Menschen lieb Gottlis spielen und nicht nur das sichtbare beurteilen, sondern die Seele richten wollen, und, o Herrgott! kennen doch die eigene Seele nicht, wissen nie recht, ob sie eigentlich vier Beine oder zwei Fekken hat» (II, 277).

So stoßen wir denn in dieser zweiten Frühschrift auch schon auf Ausführungen über den Zusammenhang zwischen Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis. Warum deutet Peter die großen Augen richtig, mit denen die Männer von Gytiwyl, die ihn eben gezügelt haben, in seiner armseligen Stube herumschauen? Weil er sich seiner Armut und Dürftigkeit selber peinvoll bewußt ist! Ja, warum sind im Gegenteil zuweilen stolze und vornehme Leute am wenigsten merkig? «Es muß ein Kluger sein, der das Blicken anwendet; er muß wissen, vor wem er blickt; denn wird ein solcher Blick ertappt und verstanden vom Unrechten, so hat man seine Karten, d. h. sich selbst verraten. Ich muß gestehen, daß ich später, als ich mich selber kannte und darum auch besser die Menschen, aus solchen Blicken, die andere meinetwegen wechselten, sehr oft ihre wahre Gesinnung gegen mich erriet, und vorbeugen und nachher mich vor ihnen in acht nehmen konnte» (II, 173 f.).

Aber noch schöner sagt der Schulmeister später vom Blick Mädelis, das als Braut neben ihm saß: «Der Blick redet aus den Tiefen der Seele herauf; das Innerste gibt er kund, Geheimes drückt er aus, was nicht einmal zum eigenen Bewußtsein gekommen; denn in ganz eigenem Zusammenhang steht

das Auge mit der Seele. Was in ihr sich regt, kann sie, ohne den Verstand zu berühren, ohne erst es im Nachdenken zu läutern, durch das Auge schicken in die Welt hinein. Der Mund gibt nur obenab, was auf der Oberfläche schwimmt, was seiner Leichtigkeit wegen obenauf getragen oder was mühselig obenauf gebracht und durch den Verstand gebürstet und geglättet worden» (III, 82). So verstehen die Liebenden einander eben darum, weil gleiche Liebe sich in beider Blick kundtut.

Die Wirklichkeit ruht in der Seele. Bloße Worte können gröblich darüber hinwegtäuschen. Auch der, der diese Worte gewohnheitsmäßig, als etwas Angelerntes braucht, kann sich über sich selber im Irrtum befinden. Erst wenn wir den Zustand der eigenen Seele kennen, erhalten beispielsweise die Namen von Tugenden und Lastern oder das Wissen um die zehn Gebote einen Sinn, der wirklich weiterhilft (II, 237). — Ganz ähnlich bittet der Schulmeister seine Leser, sie möchten nicht erschrecken über sein Bekenntnis, er habe zu Zeiten keinen Glauben gehabt (II, 302). Denn, so führt er aus, sein Glaube sei auch damals nicht schlechter gewesen als der Glaube anderer Leute, die von Himmel, Hölle, Gott, Teufel und Gespenstern redeten. Aber das alles blieben Worte, die nicht die Tiefe der Seele bewegten; der Glaube knüpfte Peters Leben nicht an Gott und machte sein Arbeiten nicht zu einem Schaffen mit Gott (II, 303).

So kennt Peter sich selber nicht recht, er kennt darum auch die Menschen nicht, und deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn er auch von den andern mißkannt wird. Das führt ihn zur Klage über die Sünden, die auf diese Weise von Pfarrern, Lehrern, Meisterleuten, Eltern und Dienstleuten begangen werden, und er meint, die Herzen seien nicht zu zählen, die über solche «Mißkennungen» verbluten (II, 278). Beständig treibt das Mißtrauen zu schem Verkennen; es wittert Spott und bösen Willen, wo sie nicht sind. «Aber der Mensch bezieht gewöhnlich alles auf sich, und der Unglückliche alles unglücklich» (III, 398).

Unkenntnis der andern ist weiter der Grund, warum man gegen Vertreter anderer Stände kein Mitleid aufbringt, höchstens Neid. «So fühlt der Mensch nur seine eigene Bürde und macht sich keine Vorstellung, wie schwer die Bürden anderer sind, wie schwer sie lasten» (III, 410 f). Doch bei der Frau des Gerichtsäßen fände Wehrdi mit derartigen Überlegungen wenig Verständnis! Sie ist überzeugt, daß man es auf der ganzen Welt nirgends so gut habe wie in Gytivyl: Aber die Leute seien auch darnach; wenn sie (anderswo) wären wie hier und arbeiteten wie hier, so würde es auch besser gehen, aber im Luft komme die Sache nicht daher» (II, 324).

Das Problem des Verstehens ist aber bereits im «Schulmeister» das reizvoll-schmerzliche Problem von Verliebten und Eheleuten wie Mädeli und Peter. Das ist fortan — im Verhältnis zwischen Mias und Änneli ist davon eigentlich wenig die Rede — beinahe durchwegs der Fall, wenn es sich um seelisch differenzierte und von Gotthelf mit Sorgfalt und Anteilnahme ge-

schilderte Braut- und Eheleute handelt. Der Grund liegt vorwiegend in der Anlage des Mädchens und der Frau, die, ihres Wertes bewußt, umworben sein und in abwartender Zurückhaltung Proben der Treue und des Charakters des Burschen und Mannes haben wollen, bevor sie aus weiblicher Zurückhaltung heraustreten. Mädeli, und nach ihr eine ganze Reihe von Schwestern, üben diese Zurückhaltung aus einfacher, mädchenhafter Scheu heraus, unreflektiert, meist in rührender Bangigkeit.

So öffnet Mädeli wohl dem verliebten Schulmeister die Türe, wenn er mit Schuhen zum Vater kommt; aber es verschwindet nach einem verräterisch kurzen «E, Herr Jeses, seid ihr es, Schulmeister?» im Nebenzimmer, und da der Schuhmacher das Töchterchen in die Stube zurückruft, verhält es sich einsilbig, so daß Peter vermutet, er sei dem Mädchen unwert (II, 43 f.). Es läßt sich nachher vom Vater nicht bewegen, Peter Käser die geflickten Schuhe zu bringen. Solche und ähnliche Bangigkeit mißdeutet der Schulmeister, und er macht eines Tages sogar eine für Mädeli tief verletzende Anspielung auf einen Küher, der es umwerbe. Damit drängt er das Mädchen, das bereits früher von einer böswilligen alten Schwätzerin vor Peter bloßgestellt wurde, aus seiner einstigen naiven Offenheit in eine für beide Liebende bedrückende Verschlossenheit hinein.

Selbst wenn diese bange Zeit überwunden ist, stellen sich immer neue Mißverständnisse ein, die sich, wie dies bei Gotthelf beinahe Regel ist, aus dem rohern, täppischen und gradanigen Wesen des Mannes und der feinern, empfindsameren Art des Weibes ergeben. Diese «Empfindung» ist freilich Liebe, die des Weibes «Glück ausmacht», seinen «Verstand schärft, die Kraft erhöht, kurz, die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte» ist (III, 206 f.). Doch gerade wegen der vorwiegenden Empfindsamkeit ist das Weib auch anfechtbar; das Gefühl kann zu Selbstsucht und Dummheit entarten. Aber wahre Liebe läßt nun »nicht Leidenschaften entstehen, für deren Zähmung keine Gewalt da ist» (III, 206).

Solche Liebe versteht jedoch der hölzige Peter bei weitem nicht immer. Er wird bös, weil Mädeli die Hochzeit hinausschieben will; er ahnt dabei nicht, daß Mädeli ihm eine Überraschung bereiten will, für die es Zeit nötig hat (III, 81). Es muß ihn am Tage ihres ersten gemeinsamen Ausfluges bitten, ihm nie vorzuwerfen, «es chupe», wo es sich doch immer nur um «das Duuren handle, daß man es nicht lieber habe» (III, 73). Beinahe ärgerlich wird Peter aber schon am Morgen der Trauung, da er fürchtet, der Pfarrer könnte wegen Mädelis Schweigen und Weinen meinen, es sei «ein Stock» (III, 85).

Dagegen versteht Mädeli in seiner Liebe die Zeichen bei Peter zu deuten. Es versteht, daß Peter nicht aus Mangel an Eßlust das Brot beiseite schiebt, sondern weil er sich selber wegen seiner unüberlegten Schuldenmacherei eine Strafe auferlegen und sparen will (III, 105). Und darum ist es wirklich kein Chupen, wenn Mädeli gelegentlich von Weh und Angst übernommen

wird bei Peters Torheiten. Auch wenn es ihn einmal — Gotthelf meint, das geschehe in diesem Fall nach Frauenart — so mißversteht, daß es einen Vorwurf allgemein auffaßt, der nur auf etwas Besonderes geht (III, 135), so frißt sich das Mißverständnis nicht ein, sondern Mädeli kommt mit seiner lautern Liebe bald darüber hinweg.

Wenn Gotthelf in der nun folgenden schauerlichen Geschichte erzählt, «Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen», so handelt es sich in dieser Schrift natürlich vorwiegend um ein Verstehen, das erkennt und zeigt, wie solche Not über Menschen kommen kann. Das ist auch in der Ursli-Novelle zunächst der Fall; aber kurz nacheinander spricht der Erzähler in einem entscheidenden Stadium der Entwicklung vom «Ehegespenst des Mißverständens» zwischen Ursli und Bäbeli. Die Verhältnisse im Hause Urslis sind für die leidende Ehefrau freilich so, daß sie das Gespenst so leicht nicht verscheucht. Sie ist zu still, zu sehr genaturt, immer wieder Enttäuschungen und Herzeleid in sich zu würgen; sie ist nicht imstande, dieses Gespenst zu vertreiben «durch die Sonne der Liebe oder die Gewalt des Sturmes» (XVI, 131, 140, 141). Aber Dursli trägt doch die Schuld auch in dieser Erschwerung ihres Verhältnisses, weil sein böses Gewissen auf jedes Wort, ja auf jede Miene achtet und «das Argloseste deutet als Zeichen von Groll und Mißtrauen» (142).

Von einer neuen Seite her wird das Problem des Verstehens im folgenden größern Werke behandelt, in «Uli, dem Knecht». Ulis Entwicklung ist gefährdet durch das Mißtrauen zum wohlmeinenden Meister und durch das verkehrte Vertrauen zu Menschen, die beim Knecht des Bodenbauern nur den eigenen Vorteil suchen. Dabei versteht der Meister den irrenden Uli, dem durch Beseitigung dessen, was ihm zur beständigen Versuchung wird, geholfen werden soll. Der verstehende Meister setzt es durch, daß der Knecht in der Familie richtig aufgenommen wird, so daß er sich auf dem Hofe auch heimisch fühlt. Diese positive Hilfe ist wichtiger als die mit Vorsicht und Zurückhaltung geübten Vorwürfe über das schlimme Leben des Knechtes und über die bösen und selbstsüchtigen Absichten seiner falschen Freunde.

Uli aber überwindet nur mit Mühe sein Mißtrauen gegen den Meister; auch wenn er äußerlich seinem Rate folgt, bleibt er zunächst beständig in unschönen Vorurteilen gegen den Bauern befangen. Uli meint noch lange, der Meister brauche nicht alles zu wissen, und so muß er denn durch Schaden klug werden. Wenn er gegen des Meisters Rat doch am Hornusserwettkampf teilnimmt, so entgeht er mit knapper Not drohenden üblen Folgen eines Sonntagsvergnügens, das in Lumperei ausartet. Durch Gewährung eines Anleihens, von dem er dem Meister nichts sagt, liefert er sein mühsam erspartes Geld gewissenlosen Spekulanten aus; erst als ihm der Verlust droht, klagt er die Sache seinem Meister, der ihm abermals zurechthilft. Der Bodenbauer sieht, daß er beim mißtrauischen Knecht nichts erzwingen kann, und so wartet er immer wieder, bis Uli die Augen aufgehen. Er zeigt sich auch

dann noch geduldig, wenn der Knecht ihm vorwirft, er hätte ihm früher schon zeigen sollen, wie er sein Geld zur Ersparniskasse hätte bringen können.

Wie der Schulmeister und seine Frau die durch krankhaftes Mißtrauen entstellte Mutter ertragen lernen, so begegnen wir im Uli-Roman einem ähnlich unglücklichen Menschen, dem mißtrauischen Besitzer der Glunge. Dieser nach allen Seiten hin verdrehte Joggeli wird in seinem ewigen Neinsagen gegenüber einer bessern Umgebung nur erträglich, weil er unglücklich ist, und weil er im Entscheidenden doch meistens nachgibt. Nicht ohne Heiterkeit erfahren wir, wie der alte Sünder mit seinem Mißtrauen beständig ins Leere stößt, wenn er seine Anschläge zur Prüfung seiner Umgebung ins Werk setzt. So wenn er seinen Vetter, den Bodenbauer verdächtigt, er gebe ihm falsche Auskunft über Uli; so sein komisch anmutendes Mißtrauen, Johannes könnte mit der jungen Frau, die er beim Heimfahren vom Markt einlädet, auf seinem Wägelchen Platz zu nehmen, in einem unerlaubten Verhältnis stehen; so der Versuch, den Meisterknecht beim Kuhhandel auf die Zuverlässigkeit in Geldsachen zu prüfen; so die Wiederholung desselben Manövers, wenn er den Müller gewinnt, sich Uli mit einem zweifelhaften Angebot zu nähern.

Der noch nicht zur Reife und Festigkeit gelangte Uli hat sich durch eine Reihe von Anfechtungen hindurchzuarbeiten, und es ist schließlich ärgerlich genug, wenn der mißtrauische Joggeli sogar dem böswilligen Lumpengesindel von Knechten sein Ohr gegen den treuen Meisterknecht lehrt.

Aber das eigentliche psychologische Thema des Verstehens anderer und des Selbstverständens liegt bezeichnenderweise wieder der Darstellung des Verhältnisses zwischen den beiden Liebenden zugrunde, Uli und Vreneli. — Uli, von kleinlicher Habsucht und verführerischem Geiz besessen, im Verlangen, zu Besitz und zu eigenem Hof zu gelangen, läuft lange Zeit der törichten Elisi nach, die freilich zur rechten Zeit dem windigen Baumwollhändler ins Garn gerät. Uli bekennt nachher, daß er sich auf diesen Wegen selber nicht verstanden habe. Im Grunde war ihm doch immer nur in der Nähe Vrenelis wohl, das ihn vom ersten Tage an als guter Geist leitete. Selbst wenn er in seiner Verblendung wähnt, mit Elisi am Ziel seiner Spekulationen angelangt zu sein, tröstet er sich damit, daß Vreneli auf dem Hofe bleibe und ihm behülflich sei, wo Elisi natürlich versagen werde.

Das Thema des Verstehens wird nun am Schluß von «Uli, dem Knecht» recht eigentlich aufgegriffen und in der für Gotthelf charakteristischen Weise durchgeführt, wenn die Base und Vreneli von Uli zum Bodenbauer geführt werden (Kap. 24). Es ist verständlich, wenn sich Vreneli heftig weigert, mitzufahren. Mit einem bis zum Weinen gehenden Trotz wehrt es sich, sich in eine Situation hineinzugeben, in der man vermuten könnte, Uli sei sein Bräutigam. Uli erfährt durch Vrenelis Haltung, ohne daß es dies ausdrücklich will, eine gerechte und lang verdiente Strafe für sein dummes und unwürdiges Werben um Elisi. Er kann aber unmöglich zeigen, wie ihm zumute ist, zu sehr

bedrückt ihn jetzt sein beschämendes Verhalten gegen Elisi, das unter Vreneli's Augen geschah. So ist ihm denn während der ganzen Fahrt wehe wegen der aus verletztem Stolze stammenden Abweisung durch Vreneli. Aber selbst nachdem sich der arme Uli dem Mädchen erklärt hat, antwortet Vreneli in einer Weise, daß er zweifelt, ob die Geliebte ihm einen Kuß oder einen Klapf geben wollte. Doch auf der Rückreise sieht nun die Base, die die beiden zusammenbringen will, ihr Zanken als gutes Zeichen an. Sie deutet es auch richtig; Krampf und Verwirrung im Herzen des stolzen Mädchens lösen sich noch vor der Ankunft in der Glunge unter herlichem Weinen an der Brust des geliebten Mannes.

Auch in der nun folgenden herrlichen Brunnenszene am frühen Morgen umschleiert Vreneli den unwiderstehlichen mädchenhaften Zug, mit dem sie dem erschreckten Manne den Kuß bietet, mit Schalkheit. Aber spröde, herb, zurückhaltend benimmt es sich gegen außen. So, wenn es wiederholt den Gang zum Pfarrer hinausschiebt und tut, als ob ihm das Hochzeithalten zu wider wäre. Zwar kann jetzt von Mißverständen zwischen den beiden im Ernste nicht mehr die Rede sein. Vreneli und Uli sind ja hinaus über jene «vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit hat, höchstens für des Leibes Reize, deren Empfänglichkeit man allerdings lieber im Dunkeln zeigt» (IV, 342). Es ist zwischen ihnen zu jenem «Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüt und allen Kräften» gekommen, «in welcher Vereinigung alle Ichsucht untergeht» und von der Gotthelf sagt, daß es «auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott ist, welchem ebenfalls unsere Selbstsucht zum Opfer fallen muß» (342).

Vreneli ist eine von den reizvollen Frauengestalten Gotthelfs, die ihren tiefsten Gehalt beständig keusch und schalkhaft verbergen; dieses Zurückhalten ist teils Spiel, aber es entspringt doch im Wesentlichen einem Gefühl der Scham. «Es war von den Leuten, die äußerlich immer lustig und leichten Sinnes schienen, die tiefen Gedanken aber in den Tiefen des Herzens verborgen, so daß man sie ihnen nicht zutraut», sagt Gotthelf von ihm (355). Aber der Pfarrer, bei welchem die beiden die Trauung anmelden, durchschaut es: «Vreneli scheint leichtsinnig und flüchtig, aber ich weiß, es sinnet tiefer und hat ein gutes Herz» (361). In seiner aufrichtigen Art gesteht es selber: «Ich bin schuld daran, bin ein wüst und wunderlich Meitschi gewesen» (363); gerechter gegen sich selber äußert es sich nachher vor Uli über seine zu Mißdeutungen Anlaß gebende Art: «Ich habe gar oft spaßen müssen, um den Leuten nicht zu zeigen, wie es mir im Herzen ist; und mit Lachen habe ich das Weinen vertrieben, um nicht ausgelacht zu werden» (373).

Wir dürfen in dieser Studie die historische Novellistik und kleinere Nebenarbeiten aus dem Anfang der Vierzigerjahre übergehen; sie sind für Gotthelf in anderer Weise von Interesse. Aber für die abschließende Beantwortung unserer Frage wird nach «Uli, dem Knecht» eine Novelle von Bedeutung, die darum nicht eigentlich zu den Versuchen historischer Novellistik zu

zählen ist, weil sie in seine eigene Zeit hineinragt, «Elsi, die seltsame Magd» vom Jahre 1843.

Vreneli ist zu lebenstüchtig, als daß es durch das Leid seiner Jugend, das seinen Grund in der illegitimen Geburt hat, und durch die schmerzlichen Erfahrungen, welche das Verhalten Ulis ihm lange Zeit bereiten, zur Resignation auf sein Lebensglück gebracht würde. Freilich ist es tief genug, um zu leiden, aber wiederum gesund genug, um zum endlich erblühenden Glück der Ehe von Herzen ja zu sagen. Anders ist Elsi, die Magd angelegt, stolzer, herber, wenn man den Ausdruck in seiner vollen Bedeutung verstehen will, humorlos; die Schande, welche der Vater über die Familie gebracht hat, führt zum innern Bruch, zum Verzicht. Je mehr Elsi Christen liebt, desto mehr glaubt sie verpflichtet zu sein, entsagen zu müssen, um ihn vor Schande zu bewahren. Darum kann sie ihre Liebe nicht offenbaren; sie nimmt Verdächtigung um Verdächtigung in Kauf: sie sei einem Gatten entlaufen, habe ein Verbrechen zu verbergen usw. Christen versteht die geheimnisvolle Fremde trotz seiner Liebe nicht. Aber auch sie versteht Christen nicht, wenn sie meint, er würde die Wahrheit über den verarmten Müller, ihren Vater, nicht ertragen. Zuweilen gibt ihr Christen durch Schmollen, vor allem durch sein Verhalten auf dem Burgdorfermarkt, da er im Zorn ein anderes Mädchen zu Gaste einlädet, Anlaß zum Zweifel an seiner Liebe. Elsi aber verbirgt auch diese Enttäuschungen in herber Zurückhaltung. — Das Mißverstehen treibt Christen zum Entschluß, im Kampf zu sterben, und Elsi offenbart seine Liebe erst, wenn er den Todesstreich erfahren hat und wenn es selber, zur Rettung des Geliebten entschlossen, an seiner Seite den Tod erleidet.

So führt in dieser Meisternovelle das gegenseitige Mißverstehen zum tragischen Ausgang, während es sonst in der Regel durch Ernst und Not zur gegenseitigen Bewährung und Erziehung dient und endlich zum Verstehen und Finden des andern führt.

In einem Briefe an seine Frau (10. April 1880) schrieb Theodor Fontane, daß der Haß der bildenden Künstler auf die Kunstphilosophen begreiflich sei, denn diese wüßten nicht, worauf es eigentlich ankommt. «In der Dichtkunst ... ist es gerade ebenso. Der gedankliche Inhalt kann unter Umständen die Hauptsache sein, in der Regel ist er es nicht ... Es fehlt ihnen ganz das Organ, für das, was die Hauptsache ist.» Man wird sich eine solche Warnung auch beim Reden über einen Gestalter wie Gotthelf gegenwärtig halten müssen. — Gotthelf wird aber, gewiß mit Recht, immer wieder als Kenner des Menschenherzens gepriesen, und wenn wir nun einem psychologischen Grundproblem nachgehen, das ihn selber in steigendem Maße beschäftigte, so haben wir doch das Gefühl, ein wenig einen Blick in seine Werkstatt zu tun.

Wir dürfen abschließend sagen: Was im «Anne Bäbi», aber dann besonders in «Geld und Geist» an Grundsätzen psychologischer Einsicht über das Verstehen ausgesprochen wird und was gerade in «Geld und Geist» sicher mit überlegenem Bewußtsein gleich dem Thema einer Fuge beständig aufklingt,

kündet sich in seinen früheren Schöpfungen zunehmend an. Es fehlen keine grundlegenden Elemente. Ja, sie treten immer deutlicher hervor, werden schärfer und häufiger ins Auge gefaßt und scheinen mehr und mehr an Höhepunkten der Erzählung Wesentliches des Gehaltes zu bestimmen und auch die Form der Darstellung zu beeinflussen. Zu den sozialen Motiven der Anfangszeit, da es sich vorwiegend um ein Verstehen nach der Seite der Entstehung von menschlichen Charakterzügen, um Gründe von Fehlentwicklungen aus ursprünglich guter, allgemein menschlicher Anlage handelt, treten neue und sogar tiefere Einsichten, ein viel allgemeineres Problem des Verstehens. Das erste Anliegen pädagogischer Art, da Gotthelf einem Verdingbuben wie Mias gerecht wird und da er Verständnis schaffen will für den Schulmeister, indem er aufdeckt, wie beide so haben werden müssen, wie sie sind, fehlt auch später nie. Ja, diese Tendenz tritt nach «Geld und Geist» in Verbindung mit dem schärfer werdenden Kampf gegen den auflösenden und verwüstenden Radikalismus wieder in verstärktem Ausmaß hervor. Es ist aber später weniger die Herzlosigkeit Einzelner und die durch gedankenlosen Brauch, durch träge Gewohnheit gekennzeichnete dumpfe Masse, die für die Leiden und das Verderben von Menschen verantwortlich gemacht werden, sondern ein bewußt gott- und gewissenloser Zeitgeist, ein mit voller Absicht zerstörendes, freches Heidentum.

Zwar überschneiden sich die Dinge vielfach. Doch wird man gewiß von einer Entwicklung bei Gotthelf reden müssen, und man wird Gründe haben, nach einem steilen Aufstieg in ästhetischer und namentlich in psychologischer Reifung von einem Höhepunkt in den Jahren von «Anne Bäbi» und «Geld und Geist» zu sprechen. Man darf sich darüber freuen, daß diese Höhe auch später immer neu erreicht wurde.

Aber der Gang durch die Schriften der Jahre 1837 bis 1843 darf abgeschlossen werden durch nochmaligen Hinweis auf die Analyse von «Geld und Geist» die in dieser Zeitschrift erschienen ist; sie wurde wie der vorliegende Aufsatz geschrieben, um dem tiefen Kenner des Menschenherzens neue Leser zu gewinnen und die bisherigen zu veranlassen, bei ihm stets neue Überraschungen zu erleben.

II.

Wer sich mit der Psychologie bei Gotthelf beschäftigt, darf fragen, ob der Dichter in dieser Hinsicht von einer bestimmten Seite her Förderung erfahren hat. Es wird sich freilich nur darum handeln können, daß Gotthelf, der seinerseits dem wissenschaftlichen Psychologen und Psychiater (Fünf Mädchen, Anne Bäbi usw.) verschwenderisch Anschauungsmaterial liefert, seinerseits durch einen Systematiker in der Klarheit über sein Wissen gefördert wurde. Bei seiner Anlage und Arbeitsleistung kann nicht von einem eigentlichen wissenschaftlichen Studium die Rede sein.

Gelesen hat nun Gotthelf auch in seiner intensivsten Schaffensperiode dies und das. Freilich, wenn er etwa am 22. Januar 1842 seinem Vetter Carl Bitzius mitteilt, er «füre sich gegenwärtig Grimms Deutsche Mythologie zu Gemüte», so tut er dies sicher, um Anschauungsmaterial für seine historisch-romantischen Novellen zu sammeln. Auch bei der Rücksendung von Büchern an Carl am 23. September 1840 wird es sich um derartige unmittelbare Hülfe handeln. Gerade bei den historischen Novellen ist dies natürlich.

Nun begegnen wir in einem Briefe von Ludwig Lindt vom 3. März 1843 der Notiz: «Endlich schicke ich Dir hier mit vielem Danke den langbehaltenen Burdach zurück, aus dem ich, was mich am meisten interessierte, genommen habe. Zum vollständigen Durchlesen bin ich nicht gekommen; es war mir aber auch nur um einige Paragraphen der Psychologie hauptsächlich zu tun. Er hat mir sehr gut gefallen, sowohl der Gründlichkeit als der Vollständigkeit wegen.» — Im gleichen Briefe erfahren wir, daß Lindt für Gotthelf die Korrekturen des I. Anne-Bäbi-Bandes liest.

Es kann sich um zwei Werke handeln, die Gotthelf seinem Freunde ausgeliehen haben könnte.

Einmal die «Anthropologie für das gebildete Publicum» Karl Friedrich Burdachs vom Jahre 1837. Dafür spricht der Umstand, daß dieses Werk in Paragraphen eingeteilt ist; in diesem Falle hätte sich Lindt namentlich um die «dritte Abteilung» interessiert, das heißt die §§ 231 bis 403 über «das Seelenleben».

Aber es ist doch wahrscheinlicher, daß es sich um die «Comparative Psychologie» handelt, die 1842 zu erscheinen begann. Dagegen spricht kaum die Bemerkung Lindts, er habe sie lange behalten. Zwischen ihrem Erscheinen und dem Frühjahr 1843 kann Lindt ja einige Wochen oder zwei Monate «lang» nennen.

Die Lösung, welches von den beiden Werken Gotthelf besaß, scheint sich nicht aus seinem Nachlaß zu ergeben. Auf Nachfragen bei seinen Erben erhielt ich die Antwort, daß sich kein Werk Burdachs auffinden ließ.

Die Prüfung der beiden Werke weckt aber den eindeutigen Eindruck, daß ihn die «Anthropologie» weniger interessiert haben könnte als die «Comparative Psychologie»; das vermuten auch die Herausgeber des Briefes von Lindt. (Gotthelf-Briefe, 2. Teil, Anmerkung S. 427.) Man neigt, je mehr man sich in die beiden Werke vertieft, schließlich entschieden zur Ansicht, Gotthelf könne die «Psychologie» weit eher für wert gefunden haben, einem an seinem Schaffen herzlich Anteil nehmenden Freund und Helfer zum Studium zu empfehlen. Ein strikter und zwingender Nachweis ist freilich in dieser Sache nicht möglich. Aber die folgenden Hinweise scheinen doch unsere Vermutung zu erhärten.

Gleich eingangs lesen wir über das Verhältnis der Seele zum Leib: «Die Seelentätigkeit ist ihrem ganzen Wesen nach eine innere, und bringt nur den Sinnen unzulängliche Erzeugnisse hervor.»

Wenn wir von der Erde «bloß die äußere Rinde» kennen, und wenn auch «die größte Tiefe, zu welcher man eingedrungen ist, nur 2000 Fuß beträgt», so kann man doch nach Burdach (pag. 28) «allgemeine Ansichten über das Ganze bilden, die für uns mehr Wert haben als die Kunde von einzelnen Umständen». Aber dem Analoges sagt Gotthelf immer wieder von Leib und Seele, und er müßte mit Beifall gelesen haben, was Burdach (55) schreibt: «Das leibliche Wesen ist eine äußere Erscheinung, die auf einem Innern beruht; die Wirksamkeit dieses Innern, des Lebensprinzips, ist einzig auf das körperliche Dasein bezogen, wird mithin in ihren unmittelbaren Folgen äußerlich. Die Seele hingegen ist in ihrem Wesen wie in ihrer Tätigkeit rein innerlich: von dem, was ich erkenne und denke, fühle und verlange, weiß niemand, außer mir; alle meine Seelentätigkeiten sind nur Erscheinungen für mein Ich, und es ist nichts Räumliches an ihnen; sie können nicht selbst und unmittelbar, sondern nur in ihren Wirkungen auf das Äußere, den Leib Andern sich kund geben. Wie aber diese Wirkungen, so sind auch die Vorstellungen und Gefühle von dem leiblichen Leben und den mit demselben in Berührung kommenden Außendingen abhängig. Die Seele ist also ein Innerliches, Unbedingtes in den Schranken der Äußerlichkeit und Bedingtheit.»

Der Naturforscher, Anatom und Physiologe Burdach lebte in der großen Zeit, da auf dem Gebiete der Anthropologie eine ganze Reihe von neuen Entdeckungen gemacht wurden. Aber die eben erwähnte Stelle zeigt, wie der damalige Naturwissenschaftler noch in engem Zusammenhang mit der philosophischen Arbeit stand, die sich unter dem Einfluß Kants in den idealistischen Systemen auswirkte und überging in die Romantik. Burdach, der 10 Jahre nach Kants Tod als Professor nach Königsberg kam, fühlte sich auch als Naturwissenschaftler dem Geiste Kants verpflichtet, wenn er auch seiner ganzen Art nach eher als Vertreter einer protestantischen religiösen Romantik gelten darf. Der Realist Gotthelf stand als Gegner des Radikalismus solchen Vertretern der Romantik nahe.

Mit Zustimmung müßte er gerade in dem Jahre, da er in Anne Bäbi eine Frau schilderte, in der Empfindungen, Gefühle, Affekte und zusammenhangslose Vorurteile und Einsichten aller Art wild durcheinanderwirbeln, Sätze wie die folgenden gelesen haben:

«Indem es (das Gefühl) ... den Anfang des Seelenlebens ausmacht, ist es noch dunkel und gewährt keine so klare Anschauung, dergleichen die individuelle Selbsttätigkeit der Seele in der Erkenntnis darbietet; denn zu solcher Klarheit gehört eine bestimmte Unterscheidung des Gegenstandes, die hier, wo das Leben sich selbst inne wird, nur in beschränktem Maße möglich ist, so daß es der Ergänzung durch die Erkenntnis bedarf ... Die Erkenntnis muß hinzutreten, Licht in die Dämmerung bringen und aus dem wogenden Treiben bestimmte Gestaltungen in Vorstellungen, Gedanken und Ideen heraufführen; denn sonst verliert sich die Seele im Schrankenlosen, irrt in nichtigen Träumen umher und verliert den individuellen Gehalt» (82).

Wenn wiederum der alte Gutmütigerpfarrer seinen Neffen vor Einseitigkeiten bewahren will, zwar nicht ohne ausdrücklich positive Würdigung seines ärztlichen Wissens, so fände er gerade bei Burdach einen Bundesgenossen:

«Ein Studium der Natur, welches nicht bei Einzelheiten stehen bleibt, noch auch einer einseitigen Betrachtungsweise sich dahingibt, vielmehr die Erscheinungen im Zusammenhange auffaßt und zu einer unbefangenen Anschauung des Ganzen vordringt, gewährt eine gleiche Befriedigung unseres sittlichen und religiösen Bedürfnisses, und führt auch zur Überzeugung von denjenigen Wahrheiten, welche den Kern unserer Religion ausmachen. Mich dünkt, manche unserer Zeitgenossen, die auf die Ansprüche der Naturerkennnisse provocieren, haben nur jene unreife Frucht genossen, und ihnen gegenüber halte ich mein gegenwärtiges Unternehmen (einer Vereinigung von Wissenschaft und Glauben) auch für zeitgemäß» (Vorrede).

Auch für den Zusammenhang zwischen Selbsterkenntnis und Erkenntnis des andern, die sich gegenseitig fördern — wie dies dann in «Geld und Geist» an der ergreifenden Gestalt Ännelis mit besonderem Nachdruck erwiesen wird — hätte unser Dichter bei Burdach sozusagen eine wissenschaftliche Begründung gefunden. «Nun haben wir es», lesen wir (pag. 3), «in der Erfahrung zunächst nur mit Einzelheiten zu tun.» Aber: «Um irgend einen Gegenstand der Erfahrung wahrhaft zu erkennen, genügt es also nicht, ihn so zu betrachten, wie er als Einzelheit vorkommt» — man denke an die Mißverständnisse zwischen Christen und Änneli, Mareili und Resli — «vielmehr muß er in seinen verschiedenen Erscheinungsformen aufgefaßt und das diesen gemeinschaftlich Zukommende als das Wesentliche daraus entnommen werden ...» «Dies alles gilt nun offenbar von der Seele. Jeder kennt zunächst nur sein eigenes Ich: wollten wir nicht aus uns selbst hervorgehen und um uns blicken, so vermöchten wir auch nicht in die eigene Tiefe klar zu schauen, und nähmen wir nicht die Beobachtung der willkürlichen und unwillkürlichen Äußerungen anderer Menschen zu Hilfe, so würde es nie zu einer Seelenlehre kommen» (31). Aber nun gilt eben auch das andere, daß der Einblick in eigene Tiefen das Verstehen anderer ermöglicht. Ganz allgemein vertritt Burdach (6) den Satz, «daß sämtliche Arten des Daseins einander verwandt, nur beziehungsweise von einander verschieden, Glieder eines einzigen Ganzen sind». Das ist freilich nach Burdach, zunächst pantheisierend, die Natur. So ist es zu verstehen, wenn er ausruft: «Findet (die Seele) nicht in sich den Wiederhall dessen, was von außen zu ihr spricht, und erkennt sie nicht in den körperlichen Erscheinungen offenbar einen geistigen Grund?» (7).

Gotthelf ist freilich so wenig wie Burdach ein systematischer Pantheist, trotzdem er auf dichterischen Höhepunkten seines Werkes zwangsläufig mystisch-pantheisierende Äußerungen tut. Ihn interessiert der Mensch, und bei ihm immer wieder der Zusammenhang zwischen Seele und Leib. Dabei, und im Suchen nach einer Richtschnur des Verstehens anderer hätte er sich

sicher zu dem Burdachschen Satze bekennen müssen: «Während (die äußere Tätigkeit) ein Körperliches, sinnlich Wahrnehmbares erzeugt, ist die Seelen-tätigkeit ihrem ganzen Wesen nach eine innere und bringt nur den Sinnen unzulängliche Erzeugnisse hervor» (10).

Was Burdach philosophisch, gelegentlich in einer an Kant erinnernden Terminologie (der Begriff der Erscheinungen) ausführt, das weist doch hin auf den Grund, der Verstehen und Mißverstehen möglich macht. Wir dürfen billig an die gütigen Einsichtigen und Verstehenden bei Gotthelf erinnern, vor allem eben an die Gestalt Ännelis, die in einer Zeit geschaffen wurde, da der Dichter ein Werk Burdachs in seinen Händen hatte, wenn wir auf die folgende Stelle stoßen:

«Denn unmittelbar wissen wir ja nur von uns, und wir kommen aus uns gar nicht heraus, da die Kenntniß eines Fremden eben nur in einer durch dasselbe angeregten Veränderung unserer Seele besteht; für uns existiert etwas außer uns nur insofern, als wir eine Vorstellung davon haben, und diese Vorstellung ist doch nur eine Thätigkeit unserer eigenen Seele.» Das klingt gewiß Kantisch. Aber hören wir weiter: «Für diese fehlt uns also der Maßstab, denn mit sich selbst kann nichts gemessen werden. Allein es ist uns eine Brücke gegeben, die unser eigenes Selbst und das Fremde scheidend verknüpft: unser Leib. Sein Dasein verkündet sich uns durch das Gemein-gefühl mit gleicher Unmittelbarkeit und Gewißheit, wie die Wirklichkeit unserer Seele, wir fühlen ihn als zu uns gehörig. Nun unterscheiden wir ihn zu gleicher Zeit von unserm Selbst, erkennen ihn mit Hilfe der Sinne auf dieselbe Weise, wie irgend einen fremden Körper, und erhalten gleiche Vorstellungen von ihm ... Somit dürfen wir die unterscheidenden Merkmale der Seele kennen lernen, wenn wir die Ergebnisse des Fremden mit dem zusammenhalten, was das Bewußtsein über die eigene Seele uns lehrt» usw. (pag. 87 f.).

Freilich bewegt sich hier Burdach vorwiegend auf erkenntnistheoretischem Gebiet, das Gotthelf als solches wenig interessiert hat. Aber die energischen Hinweise des Naturwissenschafters, Arztes und Psychologen Burdach auf den Zusammenhang zwischen Leib und Seele müssen Gotthelf sicher hochwillkommen gewesen sein. In Burdachs Ausführungen liegt doch eine philosophische Begründung der für Gotthelf so wichtigen Einsichten über das Verstehen auf Grund der Selbstanschauung und Selbstprüfung.

Wenn wir so auf Verwandtes hinweisen, dann müssen wir freilich auch die Gesichtspunkte der beiden auseinanderhalten.

Bei Burdach handelt es sich im Wesentlichen um Selbstanschauung und Anschauung der äußern Erscheinung, die einander ergänzen und fördern, weil es sich im metaphysischen Aufbau der «Natur» um wesentlich gleichartige Individuen oder mehr noch um zusammengehörige Organe des Ganzen der Welt handelt.

Gotthelf spricht immer auch von der Gleichartigkeit aller Menschen. Er fordert darum Selbstprüfung. Sie gewährleistet schließlich auch das rechte Verstehen des andern. Denn wiederum: Der Verstehende ist immer mit individuellen Unterschieden, die durch Herkunft und Umwelt bedingt sind, dem zu Verstehenden gleichartig. Das ist eine These, die sich durch sein ganzes Werk hindurchzieht. Aber die tiefste und schönste Abzweckung dieses Grundsatzes finden wir in der Periode von «Geld und Geist». Hier erweist es sich, daß Verstehen und Mißverstehen Glück und Unglück der Menschen ausmachen, und daß Verstehen nur dem Frommen und tief Demütigen möglich ist.

Wir haben angedeutet, daß Burdachs Psychologie, so weit sie philosophisch ist, unter dem Einfluß von Kant steht. Doch darf hier beiläufig bemerkt werden, daß das Burdachsche Ernstnehmen der Selbstdanschauung über Kant hinausweist. Hier kündigt sich geradezu eine positive, über Kant hinausweisende Kritik der Erkenntnistheorie des Königsberger Philosophen an. Burdach spricht dies selber nicht aus, und einem Gotthelf müssen derartige Beobachtungen natürlich ferngelegen haben.

Aber es wäre doch möglich, daß der Dichter durch unsren in Kantischem Fahrwasser segelnden liebenswürdigen Psychologen wenigstens zu einer zeitweiligen Schätzung des Philosophen gekommen ist. Im «Anne Bäbi» belehrt einmal der Pfarrer den Rat suchenden Hansli Jowäger: «Es gibt nämlich Leute, die meinen, der liebe Gott habe sie expreß deswegen erschaffen, daß sie andern Leuten den Verstand machen und ihnen den Weg zeigen, so gleichsam zu Leithammeln seiner dummen Herde. Kant — das ist einer, von dem ihr nicht werdet gehört haben, Hansli — Kant hat gesagt, der Mensch solle immer so handeln, daß das, was er thue, andern Leuten zur Richtschnur dienen solle» (V, 305 f.). Das ist das berühmte «Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft».

Auch wenn es zweifelhaft bleibt, in welchem Ausmaß unser eigenständiger Dichter von Gedanken beeinflußt ist, die die Philosophen bewegten, so bestätigt unser Blick auf Burdach, daß sich auch der Eigenwilligste immer wieder in seinen Problemstellungen und Lösungen mit andern Großen und Bedeutsamen berührt, die eine Epoche geistig gestalten. Es scheint doch nicht abwegig zu sein, daß Burdach, auf den Gotthelf einen Freund aufmerksam machte, den Dichter in der klareren Erfassung von psychologischen Tatbeständen förderte. Es wäre somit nicht zufällig, daß die Weiterführung der Novelle «Geld und Geist» gerade in der Zeit gedieh, da Burdachs «Comparative Psychologie» in seine Hände gelangte.

Trifft das zu, dann beeinträchtigt dies durchaus nicht die Originalität Gotthelfs. Denn Originalität ist nicht eigenwillige Besonderheit, die schließlich auch aus Unkenntnis stammen kann, sondern sie beruht wesentlich auf der Klarheit und Kraft, mit welcher die allgemeine und für jedermann zugängliche Wahrheit individuell und für die persönliche Aufgabe erfasst wird.